

# Rudolf von Tavel

Autor(en): **Tribolet, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 9

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157868>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Rudolf von Tavel.

Von Hans Tribolet.

Ohne uns auf die beim plötzlichen Tode Rudolf von Tavels erschienene Flut von Nachrufen stützen zu müssen, wußten wir es längst: dieser Mann und sein Werk sind unbestritten, der Mann als Mensch und Charakter, das Werk als Kunstwerk. Selten wird einem Schaffenden diese einmütige, nie eingeschränkte Anerkennung von Anfang an zuteil. Die Achtung für den Menschen und Charakter war aber, ob schon Tavels Schriften einer Prüfung auf ethischen Gehalt wohlgerüstet standhalten würden, nicht durch die Bewunderung für sein literarisches Werk allein bedingt; eher wäre ein Umgekehrtes denkbar: die Anerkennung des Werkes könnte, zu einem gewissen Teil vielleicht, von dem Umstande mitbeeinflusst worden sein, daß eben dieser Mann es geschrieben hat. Man kann einwenden, daß, wenn das zuträfe, ihn jeder seiner Leser persönlich hätte kennen müssen, vielleicht sogar, daß in dieser Betrachtungsweise eine Herabminderung des Kunstwerkes liege. Nichts wäre falscher, als diesen Schluß zu ziehen, aber zutreffend ist, daß der Dichter wenigstens in Bern, wo er den unwandelbar treuen Kern und das Gros seiner Leser überhaupt besaß, eine nicht nur dem Äußeren, sondern auch der Gesinnung nach vertraute Erscheinung war. Für die menschliche Gesinnung in der Art eines Rudolf von Tavel aber herrscht, das darf ruhig ausgesprochen werden, in seiner Vaterstadt immer noch eine große Empfänglichkeit; für gerade Logik des Denkens, für Treue zu dem als echt und wahr Empfundenen, für überzeugtes Einstehen in ethischen und religiösen Einsichten, besonders wenn das alles, wie für den echten Berner gar nicht anders denkbar, mit schlichter, phrasenloser menschlicher Bescheidenheit verbunden ist. Nichts ist dem echten Berner — noch heute — verdächtiger, als Bombast und Phrase, und dennoch ist nichts irriger, als die ihm deswegen phantasielose Nüchternheit und Schwerfälligkeit, ja Schwunglosigkeit, anzudichten. So sehr gerade niemand stärker als Rudolf von Tavel die erstern Eigenschaften bestätigt, so sehr widerlegt er die letztern — durch sein Werk! In ihm, dem echten Berner, erkannten sich alle im wahren Bernergeiste Lebenden wieder und fanden sich durch ihn bestätigt, — umso stärker bestätigt, als man dieses Denken und Empfinden aristokratisch nennen könnte und Rudolf von Tavel in jeder Hinsicht, nicht bloß durch Geburt, Patrizier in diesem besten Sinne war.

Aus lauter selbst in dieser Art gesinnten Seelen besteht zwar das Bernervolk nun keineswegs, aber es beugt sich ohne Ausnahme vor einem solchen Vorbild. So eroberte Tavel als Mensch wie als Künstler — unbestritten — erst seine Vaterstadt, dann seine Landschaft Bern, zuletzt die deutsche Schweiz und einen guten Teil der welschen. Denn dort, im Neuenburgischen, in der Waadt, in Genf, gibt es gar manchen Miteidgenossen, der zeitlebens kein berndeutsches Wort über die Lippen bringt und doch das Berndeutsche fast so gut verstehen kann wie seine eigene Sprache, und ich kenne viele dieser chers confédérés, die sich ein Tavelbuch mit fast demselben Genuß vorlesen lassen wie irgend ein alter Stockberner.

Bern aber, die Vaterstadt, wie die Landschaft Bern kannten neben der Kunst Tavels auch sein menschliches, soziales und christliches Wirken. Es möge mir erlaubt sein, zunächst darüber ein paar Worte zu sagen. Diese Tätigkeit hängt mit seinem allgemeinen Lebensgang zusammen, in dem das abenteuerliche Element ganz fehlte. Bestimmende Jugendeindrücke empfing Rudolf von Tavel (geboren am 21. Dezember 1866) von vielen markanten Persönlichkeiten, Vertretern des alten patrizischen Bern, die in seinem Vaterhause verkehrten, besonders aber vom Landleben (das Wort im Sinne des Patriziers gebraucht) in der Schoßhalde, wo heute die besondere Welt der einst dort ansässigen alten Familien und ihrer Pächtersleute von der wachsenden Stadt zum großen Teil verschlungen worden ist. Was man nicht allgemein wußte: auch der junge Tavel wäre am liebsten Maler geworden, aber er stieß mit diesen Bestrebungen auf den Widerstand seines Vaters. In autobiographischen Aufzeichnungen (hier zitiert nach der Gedächtnisschrift von Hugo Marti) steht darüber: „Wenn er (der Vater) meinen Neigungen nicht nachgegeben hat, so geschah es aus Sorge um meine künftige materielle Existenz und vor allem, um mich vor sittlicher Versumpfung zu bewahren. Geniale Niederlichkeit war ihm ein Greuel. Daß mein Vater die erfolgreichere Zeit meines Schaffens nicht mehr erleben durfte (er starb im Jahre 1900; der Verf.), schmerzt mich noch heute, denn ich habe dem guten Mann in meinen Schuljahren viel Sorge bereitet.“

Kurz: Rudolf von Tavel erwarb 1891 nach Studienjahren in Lausanne, Leipzig, Berlin und Heidelberg an letzterer Universität den Grad eines Dr. phil. und trat bald nachher in die Redaktion des „Bernener Tagblatt“ ein. 1896 wurde er Sekretär der Schweizerischen Mobiliarversicherungsgesellschaft in Bern — er hat ihr bei Anlaß ihres 100jährigen Jubiläums (1926) ein Lustspiel: „Zwöierlei Schazig“ gewidmet — und im Jahre 1905 übernahm er noch einmal für ein Jahrzehnt den alten Redaktionsposten am „Tagblatt“. Der Schauplatz seines Wirkens war und blieb Bern, auch als er sich 1915 ins Privatleben zurückzog. Ganz selbstverständlich, nicht zufällig, sondern seiner Veranlagung und Lebensrichtung gemäß, führte ihn der von seinen Vorfahren übernommene Grundsatz, daß wahre Vornehmheit zu besonderem, uneigennützigem Dienst verpflichtet, auf das Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens, der Gemein-

nüchternheit und der Liebestätigkeit. Er war (z. T. jahrzehntelang) Präsident des Kirchgemeinderates der Nydegggemeinde in Bern, der (evangelischen) Neuen Mädchenschule und der Mädchentaubstummenanstalt in Wabern, Mitglied der bernischen Kirchensynode und von 1929 an auch ihrer obersten Behörde, des Synodalrates, Verfasser eines Generalberichtes über das sittliche, kirchliche und religiöse Leben der bernischen Landeskirche in den Jahren 1920—30 (unter dem Titel „Volk heran, zur Arbeit“). Der Weltkrieg brachte dem wahrhaft christlichen Manne ganz besondere Aufgaben. So leitete Tavel vom Juni bis Herbst 1915 die Berner Filiale der „Agence internationale pour les prisonniers de guerre“, dann die „Hilfsstelle für Kriegsgefangene“ in Bern. In diesen Werken hat sich auch Tavels Gattin u. a. vergebliche Verdienste erworben. 1919 wurde Rudolf von Tavel Leiter des Berner Komitees für notleidende Wienerkinder, bald darauf des schweizerischen Zentralkomitees für notleidende Kinder aus allen von der Kriegsnot heimgesuchten Ländern.

Gesinnung, Leben und die — unabhängig vom Kunstwerk vollzogene — Tat im bürgerlichen Dasein Tavels sind eins. Pflichtauffassung, sittliche und religiöse Überzeugung, das gesamte Lebensideal, dem, wenn nicht schon der junge, doch der reife Mann huldigt, wurzeln in der Standes- und Familientradition des wahren Berner Patriziers. Der Wille zur Erfüllung des Ideals ist so selbstverständlich wie die gerade aus dieser Selbstverständlichkeit resultierende Geradheit, Schlichtheit und menschliche Bescheidenheit, alles Eigenschaften, die vom Berner insgesamt, nicht nur vom patrizischen Standesgenossen, ohne weiteres verstanden werden. So war Rudolf von Tavel, der Mensch und Charakter, unbestritten.

Von Kampf kann man in diesem Dasein, verglichen mit der Existenz manches andern Schriftstellers, kaum sprechen. Der Außenstehende kann fundamentale Erschütterungen nicht ohne weiteres wahrnehmen. Wir sehen, wie Bern ihm von jung an zur bleibenden Stätte wird, aber Bern ist der Ort, dem Dichter sein in bestimmter Tradition verwurzeltes Lebensideal auch äußerlich zu verwirklichen. Er lebte es in seinem Familiengute in der Schoßhalde, in jenem bernischen Patrizierstil, der Schlichtheit des äußeren Lebens mit traditionstreuer Gesinnung und gediegener Noblesse so gut zu vereinen versteht.

Nun ist bei der Betrachtung eines solchen Lebens die Frage nach gewissen Gefahren, welche die Entwicklung einer innerlich und äußerlich ähnlich gestellten Persönlichkeit bedrohen könnten, nicht zu umgehen. Diese Gefahren wären unausbleiblich, wenn nicht — bei der ethischen Persönlichkeit — die Gabe des umfassenden menschlichen Verstehens wäre, die jedes Abgleiten in Selbstgerechtigkeit und Hochmut verhindernde Güte; wenn nicht, wie dazu noch bei Rudolf von Tavel, die schöpferische Phantasie, verbunden mit dem Grundzug allen wahren Dichters: mit der in die Tiefe menschlicher Zusammenhänge dringenden Weisheit des Herzens. Ich glaube, an dem so oft betrachteten Bilde des Dichters die hier angedeuteten Wesens-

züge belegen zu können, nicht zuletzt jenen über allen Dingen schwebenden Humor, der von tieferer Weisheit nicht zu trennen ist und den Tavel sogar noch äußerlich tragischen Ereignissen abzugewinnen weiß. Es ist der goldene Humor, der gar manche Dichtung Tavels, wenn nicht die meisten, so liebenswürdig macht. Hier ist schon einer der Gründe für Tavels Unbestrittenheit im Werke. Es gibt noch andere!

Er betrat mit jener, schon im Alter von über 30 Jahren geschaffenen Novelle, von der an (trotz früherer, besonders dramatischer Versuche) man den eigentlichen Tavel zu datieren gewohnt ist, mit „Jä gäll, so geitz“, Neuland sowohl im Stoffgebiet wie mit der sprachlichen Form, mit dem patrizischen Berndeutsch, hier mit der gewissen Einschränkung allerdings, daß schon vor Tavel z. B. Otto von Greherz diese Patriziersprache in kleineren Lustspielen verwendet hat.

Das Berntum, ein sehr spezielles Kapitel im Lebensbuch der Schweiz, umfaßt mindestens zwei in sich geschlossene kleine Welten: das Land und Landvolk, dem längst schon Gotthelf ein nie erreichtes geistiges Denkmal schuf, und die Stadt mit ihrem Eigenleben, ihren großen Staatsmännern und ihrer gewaltigen Geschichte. Ihr Dichter mußte kommen, und er kam mit Tavel aus jenem ihrer Stände, der Bern groß gemacht und durch Jahrhunderte sogar sich selbst mit dem von ihm geschaffenen Staat identifizieren konnte.

Warum griff Tavel zur Mundart? Meisterte er doch auch die Schriftsprache, wie mehrere Werke aus der Zeit zwischen 1917 und 1921 beweisen („Die heilige Flamme“; „Heinz Tillmann“; „Bernbiet“; „Heimgesunden“; „Schweizer daheim und draußen“); hätte doch auch das Hochdeutsche weitergreifenden äußeren Erfolg versprochen. Otto von Greherz, durch ein Menschenalter ein Freund des Dichters, erörtert die Gründe, die Tavel die Mundart wählen ließen: die Wirklichkeitsnähe, in die er seine geschichtlichen Gestalten zu rücken beehrte, das eigene Ausdrucksvermögen, das sich in der Mundart am ungehemmtesten entfalten konnte, kurz: eine Notwendigkeit von innen heraus. Er beschreibt die freudige, fast schreckhafte Überraschung beim Erscheinen der genannten Novelle (1901), die in erster Linie dem sprachlichen Wagnis galt. „Wenn das gelingen konnte, eine historische Novelle in Berndeutsch, so hatte unsere Mundart eine Feuerprobe bestanden, so war ihr Ansehen plötzlich um einige Grade gestiegen. Und es war gelungen!“ — „Man begriff, daß hier die Mundart notwendige Erzählungsform war, weil sie die Stimmung mit sich brachte, die dem bernischen Temperament des Verfassers und seiner ganzen geistigen Grundhaltung entsprach.“

Man kann wohl sagen, daß dieses Begreifen, verstandesmäßig oder gefühlsmäßig, vorerst im bernischen Lesepublikum Tavel rückhaltlos entgegenkam. Eine Entdeckung war gemacht, stofflich und sprachlich; die Pressestimmen jener Zeit behandeln sie fast als literarische Offenbarung. J. B. Widmann sprach von einem „geradezu wunderbaren Gelingen des kleinen Kunstwerks“, bezeichnet es als „klassisches Erzeugnis von bleibendem

literarischem Vollwert“. Was hätte er, wenn er sie noch erlebt hätte, erst von den großen Romanen der Reisezeit sagen müssen, die sich jetzt unseren durch Tavel selbst verwöhnten Augen dem Erstling gegenüber ausnehmen wie das Meisterstück zum noch wagenden Versuch, mag dieser auch alle Ansätze zur kommenden Meisterschaft in sich erkennen lassen!

Die unfehlbar wirkenden Elemente sind von Anfang an reichlich da: neben dem Humor in allen Schattierungen der Herzenston, die Grazie einer in leise verklärter Wehmut empfundenen, verlorenen Zeit und Welt. Das alles in dieser Sprache, die jeder Berner goutierte, als wäre sie ein ganz extra nur für ihn gebräutes köstliches Getränk. Was Wunder, wenn wir davon fast nicht genug bekommen konnten! Und schließlich: wer wünschte sich je bessere Vorbedingungen für literarischen Erfolg?

Das war der Anfang. Aber er täuschte in nichts. Die Erkenntnis dessen, was Tavels Mundart geben kann, nahm fast mit jedem neuen Werke zu. Diese Sprache meistert — Tavels Werk ist ein einziger Beweis dafür — jedes Gefühl und jedes Bild, was immer das zarteste Herz empfinden, die blumigste Phantasie zu schauen vermag.

So wurden die Werte der Mundart, trotz allem, was früher schon berndeutsch geschrieben worden, erst jetzt richtig erkannt, für die Stadt- und Patriziersprache durch die Bücher von Tavel, wie seither auch für die emmentalische Mundart, von der genau die gleichen Erkenntnisse gelten, durch die Novellen und Schauspiele von Simon Gfeller.

Tavels Stoffkreis: die Berner Geschichte, Berns Helden, Krieger, Führer, Staatsmänner, Künstler, die großen Ereignisse, allen voran Berns Untergang von 1798, die alten, ruhmvollen Geschlechter, die fesselnde, von ein wenig fremdartigem Anhauch umwobene Kultur des Patriziats, im Hintergrund das bäuerliche Landvolk, das städtische Bürger- und Handwerkertum, — das alles bedingte einen Darsteller von intimster Kenntnis der Vergangenheit. Tavel hat sie durch fast alle Jahrhunderte durchmessen, vom 19. zurück bis zum 14., was sich durch alle auf den berndeutschen Erstling folgenden Werke belegen läßt. Keine zeitliche Entlegenheit vermag die durch die Kunst des Dichters vermittelte, menschliche Anteilnahme an den Schicksalen und Gestalten im mindesten zu schmälern, obschon dazu auch nicht die geringste Idealisierung nötig ist. Tavel versucht sie auch in keiner Weise; in der inneren menschlichen Wahrheit gemahnt er sogar an Gotthelf. Die auf „Jä gäll, so geits“ folgenden Werke spielen mit der Fortsetzung der Geschichte der Familie Landorfer aus dem heiteren, graziösen, aber im Sturm des Franzoseneinfalls untergehenden Rokoko hinüber in die Helvetik und von da bis in die beginnende Regeneration („Der Houpme Lombach“; „Göttli und Gotteli“). Im Barock des 17. Jahrhunderts aber bewegt sich die Geschichte des Obersten Wendschag und seiner Familie („Der Stärn vo Buebebürg“; „D'Frou Kätheli und ihri Buebe“), während „Gueti Espane“ in die Zeit der Mailänderkriege, der „Donnergueg“ in die Zeit des neapolitanischen Söldnerdienstes führt. „D'Haselmuus“ und ihre Fort-

setzung „Unspunne“ spielen wieder auf dem Hintergrund der Zeitwende vom 18. zum 19. Jahrhundert, der idyllische Roman „Das verlorne Lied“, das glänzendste Schauspiel von Tavels Patrizierherrlichkeit, rollt sich wiederum im Dixhuitième ab, „Veteranezeit“ im 19. Jahrhundert, der gewaltige „Frondeur“ wieder im Barock. Der Auserwählte Tavels aber ist Adrian von Bubenberg, das Urbild altbernischer Gesinnungstreue. Er hat ihn dreimal verherrlicht: in „Theterli vom Wendelsee“, im (schriftdeutschen) Schauspiel „Der Heimat einen ganzen Mann“ und im vorletzten großen Roman: „Ring i der Chetti“, dem vielleicht reifsten und vollendetsten Werke Tavels überhaupt. „Meischer und Ritter“, das um die Gestalt des großen Niklaus Manuel und seinen Gegenspieler Kaspar von Mülinen gruppierte Zeitbild Berns vor und während der Reformation, ist für Tavels Leser sein Schwanengesang geworden, denn seinen Plan, das Bild der Vaterstadt im 14. Jahrhundert zu beschwören, vollendete er nicht mehr. Mitten aus der Arbeit an einem neuen großen Roman („Das Schwärt vo Loupe“), in dessen Mittelpunkt Rudolf von Erlach und die Schlacht von Laupen hätten stehen sollen, ist Rudolf von Tavel abberufen worden. Es ist nicht denkbar, daß das Bild dieses einzigartigen Dichters im Gedächtnis verblaffen kann, solange der Berner bewegten Herzens Glanz und Dunkel versunkener Jahrhunderte betrachtet, im Unblick seines Landes, das er aus tiefster Seele liebt.

## Rückblick auf ein Jahr Osterreich.

Von \* \* \*.

Nachdem es äußerlich um Osterreich ein wenig ruhiger geworden ist, und dieses nun sich anschickt, in Muße seine neuartige Form der Demokratie auszuarbeiten und durchzuführen, scheint der Augenblick zu einer Betrachtung der geschaffenen Lage gekommen. Es ist auffallend, wie einseitig solche Betrachtungen in den meisten Zeitungen der Weltpresse ausfallen. Auch Blätter, welche innerpolitisch dem in Osterreich gesteuerten Kurs sehr fern stehen, finden an ihm häufig wenig oder nichts auszusetzen. Während allgemein bei vorwiegend d o k t r i n ä r eingestellten Nationen und Gruppen die Verfälschung der Außenpolitik durch innerpolitische Zu- und Abneigung das Gewöhnliche ist, zeigt sich hier, wie meist bei einer vorwiegend p r a k t i s c h e n Einstellung zur Politik die umgekehrte Unaufrichtigkeit: die Zurechtbiegung innerpolitischer Standpunkte zur Anpassung an außenpolitische Interessenverbundenheiten. Nicht leicht hat sich dieser Typus schon so demaskiert wie im Falle Osterreich. Während das Urteil der meisten Zeitungen über die Zustände in Deutschland fast durchwegs ein überaus herbes ist und wenige sich scheuen, hier die Dinge beim Namen zu nennen, wird